

Maria Regina Kaiser

A close-up portrait of Enid Blyton, an elderly woman with short, dark, curly hair. She is wearing a light-colored, possibly white, lace-trimmed top and small pearl earrings. Her expression is calm and slightly smiling.

Enid Blyton

Geheimnis
hinter grünen Hecken

* ROMANBIOGRAFIE

 Südverlag

Maria Regina Kaiser

Enid Blyton.

Geheimnis hinter grünen Hecken

Romanbiografie

Leseprobe

Stand: 13.05.2022 / ag

((Inhaltsverzeichnis))

Prolog

Beaconsfield, Ende September 1967

Teil I: Als noch alles gut war

Ein Beet für Enid

Beckenham, Frühsommer 1902

Ein Strandausflug und dicker Nebel

Purbeck, Sommer 1905

Kindern die Welt erklären

London und Beckenham, 1905/06

Chippy, mein Chippy, und die wilden Bären

Beckenham, Sommer 1907

Großmutter Ann Mary

Sheffield, Dezember 1907

Nähen, Kochen, Ausfegen

Beckenham, Sommer 1909

Teil II: Jedes Ende ist ein Anfang

Alles vorbei!

Beckenham, Sommer 1910

Lernen und Schreiben gegen die Traurigkeit

Beckenham, 1911/12

Schwere Zeiten

Beckenham, Frühling 1912

Enid alias George und Alfred Tennyson

Beckenham, Annecy, Beckenham, Sommer 1913

Schmerzen und Träume

Beckenham, 1915

Lernen mit Begeisterung

Beckenham und Kent, Sommer 1916

Hilf mir, es selbst zu tun!

Ipswich, Beckenham, Bickley, 1916 bis 1919

Eine kleine Privatschule und ein Gartenfest

Surbiton, 1919/20

Nein! und: Neue Freude

Surbiton, 1920/21

Ein Treffen mit Hilda und die erste Kolumne

London und Southernhay, 1922/23

Teil III: Seite an Seite

Der Schotte und ein Versprechen

London und Beckenham, 1923/24

Glück und noch mehr Glück

London und Beckenham, 1924 bis 1926

Maschinenwelten

Beckenham und Ayr/Schottland, 1927/1928

Ein neues Zuhause

Bourne End, 1929 bis 1931

Wir wollen nicht mehr davon sprechen

Bourne End, Ayr/Schottland, Bourne End, um 1932/33

Nie wieder Krieg?

Chartwell, um 1932/33

Gillian, Imogen und Bobs

Bourne Ende, 1934/35

Green Hedges

Beaconsfield, Sommer 1938

Teil IV: Krieg und Frieden

Bomben und denkwürdiges Tennis

Beaconsfield, Sommer 1940

Durchatmen am Meer

Beaconsfield und Budleigh Salterton, Frühling 1941

Die Zeiten ändern sich

Beaconsfield, 1942/43

Das Mädchen George

Beaconsfield, 1944

Wie geht es Thomas?

Beaconsfield, 1945

Entwicklung und Lähmung

Beaconsfield, Oktober 1947

Die Schwarze Sieben und Noddy

Beaconsfield, 1949

Plötzlich alles zu viel
Beaconsfield, Januar 1950

Das ist mir egal!
Beaconsfield, 1952

Harte Worte und üble Gerüchte
Beaconsfield, September 1952

Ein Magazin, zwei Stücke, ein Theater
Beaconsfield und London, 1953 und 1955

Gillians Hochzeit
Beaconsfield und London, August 1957

Keep calm and carry on, Carey!
London, um 1958/59

Bücher in der Kritik
Beaconsfield, Anfang der 1960er-Jahre

Zu viele Namen und komische Wörter
Beaconsfield, Frühjahr 1967

Ein ungezogener Junge
Beaconsfield, Sommer 1968

Nebel
Hampstead, November 1968

Nachwort der Autorin

Anhang

Zeittafel

Glossar

Enids Menschen

Enids Tiere

Enids Orte

Enids Werke

Literaturverzeichnis

Quellennachweis

Dank

Prolog

Beaconsfield, Ende September 1967

Wespen schwirrten zwischen den Teetassen umher und machten sich an der Erdbeermarmelade zu schaffen. Trotz der Nebelschwaden, die über den Büschen hingen, schien die Septembersonne erstaunlich stark auf die Terrasse, wo Enid auf dem Gartenstuhl vor dem gedeckten Tisch saß, ihr gegenüber der Fremde.

Sie war jetzt siebzig Jahre alt, doch in der letzten Zeit fühlte sie sich viel jünger. Die Briefe des Königlichen Finanzamts, die Rechnungen des Krankenhauses und die Anrufe ihrer Verleger interessierten sie nicht mehr. Den Namen ihres freundlichen Literaturagenten hatte sie vergessen. Auch der Name des Ortes, an dem sie wohnte, war ihr entfallen. Umso deutlicher sah sie das wilde Mädchen George vor sich, an das sie nun ununterbrochen dachte.

Träumte sie oder schrieb sie gerade diese Geschichte, die sich mit ihr und dem Mann im Tweedjackett und der Stimme ihres Vaters abspielte? Hier im Garten von Green Hedges?

Enid hielt den Mohairschal in den Händen. Rot war ihre Lieblingsfarbe. Den roten Schal brauchte sie in letzter Zeit mehr denn je. Er hielt sie warm, wenn sie abends am Kamin saß. Sie fror jetzt ununterbrochen, und ihre Hände zitterten. Mit dem schützenden Schal ließ sich das verbergen.

Sie versuchte ein Lächeln, obwohl ihr unbehaglich zumute war. Doris war so eigenwillig geworden. Was auch immer Enid zu ihr sagte, die Haushälterin führte es nicht korrekt aus. Oft tat sie genau das Gegenteil von dem, worum Enid sie gebeten hatte. Der Mann war gekommen, obwohl sie streng verboten hatte, Besucher zu ihr zu lassen. Doris hatte sogar Tee mit Sandwiches und Gebäck zum Gartentisch gebracht und Tassen und Teller für zwei aufgedeckt. Dabei wollte Enid auf keinen Fall mit diesem Fremden sprechen. Und jetzt auch noch Tee mit ihm trinken. Warum hatte sie sich nur darauf eingelassen?

„Ich fühle mich heute gar nicht wohl“, sagte sie und lächelte erneut.

„Ich bin Hanly“, wiederholte der Mann. „Erkennst du mich nicht, Enid?“

Was für ein Unsinn! Hanly trug doch kein Tweedjackett und keine Krawatte! „Sie stören mich bei der Arbeit. Sehen Sie nicht, dass ich ein Buch schreibe?“ Beinahe fertig war es, sie musste es zur Post geben, am besten noch heute Nachmittag, die Zeit drängte, und das Postamt schloss um fünf Uhr. Alle warteten auf das Manuskript. Ja, das war das Gute, das Buch war beinahe fertig. Sie hielt einen Zettel Papier in der Hand, auf dem ein paar Wörter in ungelungenen Buchstaben hingekritzelt waren.

„Das ist doch kein Buch, Enid“, widersprach der Mann.

Sie schüttelte den Kopf. Sie war Enid Blyton. Jede ihrer Erstaufagen betrug fünfundzwanzigtausend Exemplare, was er natürlich nicht wissen konnte. Dann kam Enid ein Gedanke: Vielleicht hieß der Mann ja nur zufällig Hanly und bildete sich deswegen ein, er sei ihr Bruder. Ein Verrückter. Doris hätte ihn niemals hierher lassen dürfen!

„Es tut mir so leid, dass dein Mann gestorben ist“, sagte er jetzt und nahm sich ein Sandwich.

Der Besucher war offenbar wirklich verrückt. „Mein Mann ist nicht gestorben. Wie kommen Sie darauf? Er spielt Golf. Gegen Abend kommt er heim.“ Nachmittags war ihr Schatz immer auf dem Golfplatz. Nichts und niemand konnte ihn von seinem Lieblingssport abhalten. Kenneth hielt sich immer so lange dort auf. Meistens kam er erst zurück, wenn Enid schon eingeschlafen war. Und morgens ging er gleich in den Garten, ohne vorher mit ihr zusammen

zu frühstücken. Was sollte sie nur tun? Es war immer so schön gewesen, mit ihm gemeinsam das Frühstücksei und den in Streifen geschnittenen gebutterten Toast zu verzehren.

„Der Verlag wird allmählich unruhig“, sagte sie zu dem Besucher. „Ich sollte schon vor einer Woche abliefern. Und in dieser Situation halten Sie mich bei der Arbeit auf. Das ist sehr ärgerlich.“

„Ach, Enid.“

Dem Mann war offensichtlich nicht zu helfen. Er wollte unbedingt mit ihr Tee trinken. Man sah, dass er hungrig war. Enid gab auf. „Lassen Sie es sich schmecken“, sagte sie. „Aber wenn Sie satt sind, muss ich Sie bitten, auf der Stelle den Garten und mein Haus zu verlassen.“

„Enid“, sagte der Besucher wieder, und dann lachte er plötzlich, glucksend, so wie vor langer Zeit ihr Daddy. Das war seltsam.

Enid rückte ihren Stuhl ein Stück zurück. „Ich sage dem Gärtner Bescheid. Er soll die Polizei anrufen. Wir haben Telefon im Haus. Wollen Sie das?“

„Yvonne lässt dich grüßen“, begann der Mann aufs Neue.

Was wollte er nur von ihr? Und wer, um Himmels willen, war „Yvonne“? Endlich kam sie darauf. „Ich verstehe, Sie und Yvonne möchten Autogrammkarten von mir haben. Aber bitte, Doris wird uns welche bringen. Und dann können Sie endlich gehen.“ Enid griff nach der bronzenen Glocke und läutete entschieden. „Das ganze Theater nur, um zwei Autogrammkarten zu bekommen“, erklärte sie dem Hausmädchen. „Holen Sie bitte zwei meiner Karten, Doris, Sie wissen ja, sie sind in der obersten Schreibtischschublade, alle schon unterschrieben. Und am besten wäre, wenn Sie den Herrn gleich mit zum Gartentor nehmen.“

„Yes, Madam“, stammelte Doris.

„Bald komme ich wieder, Schwesterchen“, verabschiedete sich der Mann und küsste Enid auf die Stirn. Das fand sie übertrieben, ließ es aber über sich ergehen. Als erfolgreiche Autorin musste man so manches ertragen. Angestrengt schaute sie ihn nochmals an. Ein bisschen sah er ihrem Vater ähnlich. Was für Zufälle es doch gab!

Als Doris ihn fortführte, blieb er noch einmal stehen, sah zurück und winkte ihr. Die Autogrammkarten hatte er ohne ein Wort des Dankes in der Brusttasche seines Jacketts versenkt. Dass er aber auch „Hanly“ hieß, gerade wie ihr Bruder, und diese Ähnlichkeit mit Daddy hatte, das machte ihn ihr fast sympathisch.

Enid lehnte sich zurück in ihren Gartenstuhl und träumte vor sich hin.

Wie schön es doch wäre, wenn einer mit dem Aussehen ihres Daddy den Weg zu ihr in den Garten von Green Hedges fände. Das wäre doch möglich, oder? „Komm Enid, wir gehen los“, würde er sagen. „Wir müssen ganz leise sein. Da drüben im Gebüsch gibt es eine Füchsin, die fünf Welpen hat. Mit ein bisschen Glück lassen sie sich auf der Wiese sehen.“

(...)

Ein Strandausflug und dicker Nebel Purbeck, Sommer 1905

Enid hatte zusammen mit ihrem Vater Muscheln am Strand gesucht. Dann waren sie noch ein längeres Stück am Meer entlang gelaufen und hatten zwei Delfine beobachtet, die über das Wasser sprangen.

„Na komm, alter George“, sagte Thomas Blyton. „Wir schaffen es noch ein Stück weiter!“

Wie immer, wenn er sie „alter George“ nannte, stimmte Enid begeistert zu. Mummy und die jüngeren Brüder waren im Hotel zurückgeblieben. Theresa Blyton strickte auf der Veranda und lauschte der Musik des Stehgeigers, während die Kleinen ihren Mittagsschlaf hielten. Die drei waren nicht gut zu Fuß. Insofern war es Thomas Blyton nur recht, allein mit seinem ältesten Kind am Strand umherzustreifen, wo sie Möwen beobachteten und Gespräche miteinander führten, fast wie zwei Erwachsene. Enid war sich ganz sicher, dass ihr Vater sie lieber als Mummy und die beiden Jungen hatte.

„Mein alter George versteht mich doch am besten“, sagte er manches Mal und drückte die Kleine fest an sich. Nicht nur, dass Enid mit ihrem dunklen Haar und den braunen Augen ihm und seiner Schwester May so ähnlich sah; sie liebte auch die Musik wie alle auf der Blytonseite, erfand kleine Gedichte und interessierte sich für Tiere und Pflanzen. Da war sie ganz wie er, fand Thomas Blyton, der lieber Musiker geworden wäre, so wie seine beiden Geschwister, die mit Unterhaltungsmusik gutes Geld verdienten. Stattdessen war er nun Angestellter in einer Firma für Bestecke in London, was, wie er fand, auch kein schlechter Beruf für ihn war. Demnächst würde die Familie sogar ein größeres Haus beziehen, mit einem Garten, in dem die Kinder sich austoben konnten.

Ganz plötzlich schlug das Wetter um. Eine graue Wand tauchte über dem Meer auf und näherte sich langsam, aber unaufhaltsam. Und dann war es, als befänden Enid und ihr Vater sich in einer anderen Welt. Die Strandhütten, an denen sie vorhin vorbeigekommen waren, waren mit einem Mal verschwunden. Die Pfähle im Strand und der Turm des Strandwarts waren nicht mehr zu sehen.

Der Nebel wurde immer dichter. Sie hörten die Brandung, die gegen das Ufer schlug. Der Vater blieb stehen und blickte suchend dahin, wo der Himmel sein musste. Doch da waren nur undurchdringliche graue Schwaden, während es immer dunkler wurde.

„Zu dumm, meine Uhr ist stehen geblieben.“ Er schüttelte den Kopf.

Enid umklammerte seine Hand. Es ging auf den Abend zu, oder bildete sie sich das nur ein? Jedenfalls hatte sie Hunger und dachte an den Speiseraum des Hotels, wo Mummy mit Hanly und Carey auf sie wartete.

Thomas Blyton sah auf seine Armbanduhr und schwieg. „Ich glaube, wir sind in die falsche Richtung gelaufen, Enid“, sagte er nach einer Weile.

„Aber du weißt den Weg, Daddy?“

„Wir haben uns verirrt“, stellte er dann fest. „Leider. Mit dem Nebel hat kein Mensch gerechnet. Und dass er so dicht ist.“

„Müssen wir jetzt verhungern und erfrieren?“, fragte Enid.

„Keine Angst, alter George. Ich bin ja bei dir“, sagte der Vater und lachte. „Und im Rucksack

haben wir die Flasche mit Tee und noch ein Sandwich.“

„Daddy, müssen wir hier draußen übernachten?“

Er zuckte die Achseln.

„Hier am Strand?“, fragte Enid.

„Sieht ganz so aus.“

„Erfrieren wir dann?“

„Auf keinen Fall, Enid.“

„Geht der Nebel irgendwann auch wieder weg?“

„Manchmal verschwindet er ganz schnell. Am Meer weht immer Wind, da hat der Nebel keine Chance.“ Thomas Blyton sprach lauter als sonst, Enid spürte seine Besorgnis. Sie müssten jetzt auf die Felsen zugehen, weg vom Meer, um sich einen Unterstand für die Nacht zu suchen, fügte er hinzu.

„Wenn wir die Strandhütten finden, wissen wir wieder, wo wir sind“, meinte Enid. Und vielleicht waren da ja Leute, die ebenfalls vor dem Wetter Schutz suchten. Vielleicht hatten sie Kekse und Limonade bei sich oder überzählige Schinkensandwiches und Hackfleischpastetchen.

„Ich wette, Enid, wir finden gleich ein paar Gäste aus unserem Hotel, die sich um einen Gaskocher versammelt haben“, begann der Vater und versuchte, zuversichtlich zu klingen.

„Bei den Strandhütten müssen welche sein. Dann gibt es heiße Suppe für uns.“ Er schimpfte laut mit sich selbst, weil die Taschenlampe nicht funktionierte, ein vor Kurzem erworbenes Gerät, auf das er sehr stolz war. „Die Kontakte sind feucht geworden“, jammerte er. „Dabei ist es ein britisches Produkt, hier im Land erfunden und hergestellt.“

Enids Beine wurden immer schwerer. „Sind wir bald bei den Hütten, Daddy?“, murmelte sie. „Ich bin so müde.“

„Ich glaube, wir sind längst an ihnen vorbeigelaufen.“

„Vielleicht kommt Mummy und hilft uns.“

„Nein, Enid, vergiss es. Mummy sitzt im Hotel und ist ärgerlich, dass wir nicht rechtzeitig da sind.“

Beide blieben sie stehen, und der Vater begann laut zu rufen: „Hallo, ist da jemand?“ Es kam keine Antwort, wie oft er auch rief. Nur die Schreie von Seevögeln und das Rauschen der Brandung waren zu hören. Sie standen jetzt vor Schilf und dornigem Gestrüpp. „Komm, noch ein bisschen weiter. Vielleicht haben wir Glück“, sagte er, und Enid war zu erschöpft, um zu fragen, was er sich erhoffte. Sie umrundeten ein Dickicht aus Schilf und Strandhafer, ein Weg, der dem kleinen Mädchen endlos erschien.

„Kannst du noch?“, fragte der Vater.

„Aber ja“, log Enid.

„Tapferes Mädchen“, lobte er sie.

Im nächsten Augenblick stolperten sie über etwas, das vor ihren Füßen lag. Thomas Blyton bückte sich. „Das war ein Lagerfeuer“, sagte er triumphierend. „Hier werden wir ausruhen, Enid.“

Sie setzten sich, und der Vater zog seinen Pullover aus, damit Enid warm auf dem Boden saß, und wickelte sich dann in seinen Mantel. Es dauerte ein bisschen, bis er die feuchten Äste am Boden in Brand gesetzt hatte. Aber schließlich flackerte ein richtiges Feuer vor ihnen, und Enids Hände wurden langsam wieder warm. Abwechselnd tranken sie kalten Tee aus der mitgebrachten Flasche, und Thomas Blyton überließ seiner Tochter fast das ganze Schinkensandwich. Dann begann er zu singen, und Enid stimmte in das irische Seemannslied mit ein. Danach fing Enid an, eine Geschichte zu erzählen: „Die zwei schiffbrüchigen Matrosen saßen am Feuer und sangen. Sie hatten nichts zu essen dabei. Trotzdem waren sie lustig. Ihre nassen Kleider waren bald getrocknet.“

Der Vater lachte leise vor sich hin. „Hatten sie Angst?“

„Überhaupt nicht. Sie waren schließlich zu zweit und außerdem gute Freunde. Und sie sangen ein Seemannslied nach dem anderen.“ Wenn sie starken Tee getrunken hatte, erzählte Enid stets Geschichten. Mummy hörte ihr nie dabei zu. Sie sagte dann meist: „Kind, siehst du nicht, dass ich beschäftigt bin?“

Daddy aber wollte immer noch mehr von Enid hören. „Wie hießen die beiden denn?“, wollte er jetzt wissen.

„Der eine war Old George und der andere war Young George“, erklärte Enid.

„Das hätte ich mir fast denken können“, meinte Thomas Blyton.

„Und dabei war es so“, fuhr Enid fort, „dass Old George der Jüngere und Young George der Ältere war.“ Old George sei viel pfiffiger und klüger gewesen als der alte Matrose. Nur aufgrund der pfiffigen Einfälle des jungen Matrosen hätten die beiden Schiffbrüchigen auf der einsamen Insel inmitten wilder Tiere überlebt.

„Gut, dass sie überlebt haben“, murmelte der Vater.

„Auf der Insel war es immer warm. Sie mussten nicht frieren, nicht einmal nachts“, setzte Enid ihre Geschichte fort. „Im Meer gab es so viele Fische, dass man sie mit der Hand fangen konnte und immer genug zu essen hatte.“

Thomas Blyton brummelte jetzt schläfrig.

„Und wenn ihnen doch einmal kalt war, haben sie sich aneinander gekuschelt. Jeden Morgen hat Old George für Young George den Tee gekocht.“

Schlagartig war der Vater wieder hellwach. „Aber wie hat er das angestellt?“

„Ich weiß nicht“, murmelte Enid. Und nach einer Pause bat sie: „Jetzt musst du eine Geschichte erzählen, Daddy.“ Es war inzwischen stockdunkel und unangenehm kalt, trotz des kleinen Feuers, das noch immer brannte. „Erzähl, wie du mir das Leben gerettet hast“, verlangte Enid.

„Also, das war so“, begann Thomas Blyton. „Du warst noch ganz klein, Enid. Eines Tages hattest du hohes Fieber. Fürchterlich hast du gehustet. Erst drei Monate alt warst du und hattest Keuchhusten bekommen, eine Krankheit, die umso gefährlicher ist, je jünger das Baby ist. Der Arzt kam zu uns in die Wohnung und untersuchte dich. Deine Mummy hielt dich im Arm.“ Verängstigt hätten Thomas und Theresa Blyton den Mediziner angesehen, als er seine Geräte wieder in die Tasche packte. Was sie noch tun könnten, wollten sie wissen. „Sie müssen mit dem Schlimmsten rechnen“, so hatte er sich an der Tür von uns verabschiedet. „Ihr Kind wird die Nacht wohl nicht überleben.““

„Und dann?“, fragte Enid.

„Deine Mummy weinte bitterlich. Ich nahm dich aus ihrem Arm und setzte mich mit dir zusammen in den Sessel vor das Kaminfeuer. Dein Husten wurde immer schlimmer.“ Der Vater schweig eine Weile, während er sich erinnerte. „Bei jedem Anfall bist du fast erstickt. Dein Gesicht lief blau an. Du musstest würgen und erbrechen.“ Und ihr Körper habe geglüht wie ein kleiner Ofen.

„Warst du verzweifelt? Hast du geweint?“

Thomas Blyton schüttelte den Kopf. „Ich habe dich gehalten und ein bisschen geschaukelt und dazu gesungen: Meine Enid bleibt bei mir. Meine Enid wird gesund.“

„Und dann, Daddy? Was ist in der Nacht passiert?“

„Der Husten ließ nach, und am Morgen war auch das Fieber gesunken. Mummy kam zu uns und sagte: ‚Jetzt kannst du dich ein bisschen ins Bett legen und schlafen, Thomas. Enid hat die Krise überstanden.‘“ Und er habe gesagt, sie solle ihn sofort wecken, wenn die Kleine wieder huste. Doch das war nicht notwendig. „Du warst über den Berg, Enid, wie man so sagt. Ich hatte dir in dieser Nacht das Leben gerettet.“

„Danke, Daddy, dass du das getan hast.“

Kindern die Welt erklären

London und Beckenham, 1905/06

Thomas Blyton war mit Enid nach London gefahren. Dort waren sie mit der Untergrund-Bahn unterwegs gewesen. Enid genoss den fremden warmen Geruch der U-Bahn-Schächte und die endlosen Treppen, die sie auf- und abgingen. Ihr Ziel war die Praxis eines Wissenschaftlers, der Enid untersuchen sollte.

„Ist es ein Zahnarzt?“, fragte sie.

„Nicht ganz, aber so ähnlich. Ein Schädforscher“, erklärte der Vater. „Er wird dich gründlich untersuchen, Enid. Keine Angst, es wird nicht wehtun.“

Enid hatte sich den Wissenschaftler ganz anders vorgestellt, auf jeden Fall großartig und lebendig, jung und kräftig. Stattdessen empfing sie ein unglaublich hässlicher Alter, vor dem man sich nur fürchten konnte. Wie ein Gespenst erschien er ihr. Der Schädforscher hatte selbst einen auffallend unförmigen großen Glatzkopf.

„Ich werde bald acht“, sagte Enid auf die erste Frage des hageren Alten im weißen Kittel. Sie war immer noch enttäuscht vom Aussehen dieses Mannes. Denn so viel wusste sie aus den Gesprächen mit ihrem Vater: Wissenschaftler, Doktoren und Professoren besuchten den König im Buckingham Palace, wo sie mit ihm Gespräche bei Tee und Plätzchen führten und hinterher Tennis spielten.

„Es ist so: Die Talente eines Kindes kann man sehr genau ab einem Alter von sechs Jahren bestimmen“, sagte der Wissenschaftler, an Thomas Blyton gerichtet. „Ach, diese dichten Haare“, seufzte er. Dann begann er, sich mit einem seltsamen Gerät an Enids Kopf zu schaffen zu machen. Ab und zu rief er eine Zahl oder einen lateinischen Ausdruck seiner Sekretärin zu, die mit einem Bleistift alle Angaben auf einer großen Karteikarte eintrug. Der

Wissenschaftler tastete über Enids Kopfhaut, seine Finger umkreisten einzelne Stellen darauf. Hinter den Ohren verweilten sie länger. Anschließend strich er ihr über die Stirn, dann über den Haaransatz. Der Professor unterbrach die Untersuchung kurz und blickte zu Thomas Blyton hin, der auf einem Stuhl an der Wand, weit vorgebeugt sitzend, das Tun des Experten verfolgte. „Ein sehr willensstarkes Kind“, sagte er zu Enids Vater. „Mit einer auffallenden Beobachtungsgabe.“

„Wir setzen große Hoffnungen auf sie.“ Thomas Blyton nahm die Brille ab. „Fällt Ihnen sonst noch etwas auf?“

„Sie werden ein Gutachten erhalten, Mr. Blyton, das ich Ihnen in ein paar Tagen per Post zusenden werde. Ich muss die Ergebnisse auswerten. Erst in der Zusammenschau aller Einzelheiten ergibt sich das Gesamtbild.“ Und noch einmal tastete er über Enids Kopfhaut. Seine Finger verweilten über jedem Knubbel, jeder leichten Hervorwölbung. „Oh, ja“, sagte er schließlich. „Oh, ja. Da ergibt sich ein klares Bild.“

„Wirklich?“, fragte Thomas Blyton.

„Wie gesagt: Ich werde Ihnen den Befund baldmöglichst zuschicken.“ Der Wissenschaftler lächelte jetzt. „Dann steht der Weg Ihrer Tochter für Sie ganz fest. Gegen die vorhandenen Anlagen sollten Eltern nicht ankämpfen.“

„Natürlich nicht“, versicherte Thomas Blyton. „Ich muss gestehen, ich bin sehr gespannt.“

•

Nach der Untersuchung gingen Vater und Tochter in eine Teestube, um Tee und Kuchen zu sich zu nehmen. Das fand Enid viel interessanter als den Besuch in der Praxis des Phrenologen.

Über die Ergebnisse bewahrte Thomas Blyton Stillschweigen. Enid las den Befund erst Jahrzehnte später, lange nach dem Tod ihres Vaters, als sie bereits eine anerkannte Schriftstellerin geworden war. Dieses Kind sei die geborene Lehrerin, und in dieser Richtung werde unzweifelhaft ihr Leben verlaufen, hatte der Mann mit dem unförmigen Schädel geurteilt. Kein Wort von Schriftstellerei. Zweifellos war Thomas Blyton enttäuscht, dass die musikalische Begabung seiner Tochter dem Experten überhaupt nicht aufgefallen war.

•

Es war ein warmer sonniger Tag. Gleich hinter den Häusern begannen die Brombeerhecken. Mummy hatte Enid und ihren Mann losgeschickt, Brombeeren zu sammeln, damit sie Marmelade und Gelee einkochen konnte. Die Beeren waren fast schwarz, dick und überreif. Fliegen und Bienen schwirrten zwischen den Früchten und den weißen Blüten, und kleine Vögel flogen umher und schnappten nach den Insekten.

Der Vater interessierte sich mehr für die Vögel. „Da sitzt einer ganz oben auf dem Busch, sieh ihn dir genau an, Enid“, rief er.

Sie blickten beide hoch, sahen die rosafarbenen Füße des Vogels und die purpurfarbene Brust.

„Das ist ein Dartford Warbler“, sagte Thomas Blyton halblaut. „Davon gibt es nicht mehr viele Paare.“

„Warum nicht?“, flüsterte Enid.

„Überall werden neue Häuser gebaut und Gärten angelegt. Diese Vögel brauchen die

unberührte Landschaft, Heide, Ginster, Brombeerhecken.“

Sie standen jetzt bewegungslos und wagten kaum zu atmen, während sie den Vogel beobachteten.

„Hörst du den Ruf?“

Enid lauschte.

„Das ist eine Goldammer. Da – noch einmal. Jetzt weißt du, wie sie ruft.“

Die Spaziergänge mit ihrem Vater fanden regelmäßig sonntags statt, und Enid freute sich die ganze Woche darauf, an seiner Seite durch die Wiesen zu streifen. Manchmal fingen sie zusammen Schmetterlinge. Ab und zu gingen sie auch an den kleinen Fluss Ravensbourne zum Angeln und brachten im Eimer hinterher Fische für das Abendessen mit. Wenn sie ganz still unter ihrem Platz bei einer Trauerweide am Ufer saßen, sahen sie Eisvögel, die nach kleinen Fischen schnapten.

Jetzt winkte Thomas Blyton seine Tochter näher zu sich heran. „Hier gibt es Kaninchen, Enid. Setz dich hin und rühr dich nicht. Nur, wenn man ganz still ist, wagen sie sich hervor. Oh, schau, da ist schon eins.“

Auf dem Nachhauseweg zeigte der Vater ihr eine Kohlmeise. „Du kannst sie von den anderen Meisen unterscheiden, wenn du auf die weißen Flecke an den Kopfseiten achtest.“ Es sei ein Glück, sagte er weiter, dass sie Wälder, Wiesen, Teiche und Seen in der Nähe hätten.

„Und dass es Eidechsen und weiße Veilchen in der Nähe gibt, ist auch sehr gut“, meinte Enid.

•

„Wir haben viel zu wenige Beeren gesammelt“, stellte Thomas Blyton fest, als sie vor dem Gartentor standen. Enid solle ein Naturtagebuch führen, riet er ihr dann noch, in dem sie alle ihre Beobachtungen notieren könnte.

Die Mutter schimpfte die beiden Spaziergänger aus. „Mich habt ihr wohl wieder vergessen. Die wenigen Brombeeren reichen gerade für eine Früchtesuppe“, meinte sie. „Wenn ihr beiden mich nicht hättet, würdet ihr verhungern. Das Leben ist eine ernste Sache. Mit Lesen und Träumen bringt man es nicht weit.“

„Gardinenwaschen und Fensterputzen dürfen aber auch nicht der Lebensmittelpunkt werden“, betonte der Vater. „Es gibt viel interessantere Dinge, Theresa.“

„Euer Glück ist, dass ihr mich habt“, wiederholte die Mutter und trug die Brombeeren in die Küche.

„Komm, Enid, wir schauen jetzt gleich in der Enzyklopädie nach, was Arthur Mee über Goldammern und den Dartford Warbler schreibt“, schlug Thomas Blyton vor, und wenig später lagen Enid und er vor dem Bücherregal im Wohnzimmer auf dem Boden und blätterten im dicken Lexikon.

Er bewundere den Herausgeber, murmelte der Vater, während er vorlas und umblätterte.

Was so Besonderes an diesem Mann sei, fragte Enid.

„Er erklärt Kindern die Welt. Glaub mir, Enid, das ist das Schwerste von allem.“

„In den Enzyklopädie-Bänden steht alles, was man wissen muss?“

Ungefähr so sei es, bestätigte Thomas Blyton.

„Dann brauchen wir doch gar nicht so viele andere Bücher.“ Enid sah an den Regalen hoch, in denen sich Hunderte von Buchrücken aneinanderdrängten.

„Kein Buch kann alles, Enid“, sagte er. „Für sich allein ist jedes Buch zu wenig. Du brauchst sie daher alle.“

„Wirklich alle?“

„Wir haben unseren Geist, unseren Verstand, um die Welt zu erkunden. Das ist unsere Aufgabe im Leben.“ Der Vater dachte nach und fügte hinzu: „Durch Lesen und Reisen kannst du lernen, die Welt zu verstehen.“

„Und wenn ich sie verstanden habe, was ist dann, Daddy?“

„Es gibt kein Ende, Enid.“ Thomas Blyton lächelte jetzt. „Je mehr du weißt, desto neugieriger wirst du.“

Carey und Hanly spielten im Kinderzimmer mit ihren Bleisoldaten, und das war Enid nur recht. So störten sie sie nicht bei der Unterhaltung mit dem Vater, der morgen früh ja wieder für den ganzen Tag zur Arbeit verschwinden würde. Insofern war jede Stunde mit ihm kostbar.

(...)

Nie wieder Krieg? Chartwell, um 1932/33

Für ein paar Tage wollte Enid Hugh nach Chartwell zu den Churchills begleiten. Clementine Churchill hatte sie ausdrücklich mit eingeladen.

Das Landhaus mit seinen drei Stockwerken aus rotem Backstein war ein riesiger hoher Klotz in der Landschaft von Kent, umgeben von einem nicht minder großen, prächtig angelegten Garten, einer Mauer und endlosen grünen Wiesen.

„Es ist ein erstaunlich hässliches Haus“, stellte Enid fest. Irgendwie war sie enttäuscht. Sie trug ihr rotes Sommerkleid mit dem weißen Polkapunktmuster.

„Warte, bis du es von innen siehst“, lachte Hugh.

Winston Churchill hatte eine riesige Summe für den Umbau und die Innenausstattung seines Landsitzes ausgegeben. Ein kleines Vermögen kostete ihn der jährliche Unterhalt des ausgedehnten Gebäudes und der dazugehörigen Gartenanlagen.

„Old Thatch ist zu klein“, murmelte Enid. „Wir haben zu wenig Platz für das Personal und die Autos.“

Hugh erzählte schnell, dass Churchill gewaltige Einnahmen aus seiner Schriftstellerei erziele. Alles, was er schrieb, kam gut bei den Lesern an. Davon profitiere auch Newnes.

„Ich glaube, meine Bücher verkaufen sich besser“, sagte Enid.

„Ich weiß, dass sie sich besser verkaufen“, bemerkte Hugh. Trotzdem wolle er in diesem Leben nicht Old Thatch verlassen, um ein größeres Haus zu beziehen. „Man erobert nicht alles, was möglich ist. Ein guter Feldherr macht rechtzeitig Schluss, verstehst du, Enid?“

Winston Churchill kam den beiden auf dem Flur entgegen. Er trug einen purpurfarbenen Bademantel, seine Haare waren noch feucht nach dem Bad, das er täglich nach dem Mittagsschlaf nahm. Ruckartig blieb er vor den Besuchern stehen.

„Sie sehen umwerfend aus, Mrs. Pollock“, begrüßte er Enid. „Ehrlich gesagt, ich kannte Sie bisher nur von den Fotos aus der Zeitung.“

„Danke gleichfalls, Sir.“ Enid lächelte. Auch sie kannte den Politiker bislang ausschließlich von Zeitungsfotos und den Berichten ihres Mannes.

Zum Essen ging es in ein großes helles Speisezimmer mit grünen Vorhängen vor den rundbogigen Fenstern, die bis zum Boden reichten. Zwei runde Tische standen darin, von denen der eine festlich gedeckt war.

„Sie stehen ganz schön allein, Sir“, sagte Hugh, nachdem sie Platz genommen hatten.

„Ja, es sind einsame Jahre in der Wildnis, ohne Amt, ohne wirklichen Einfluss, von allen Freunden verlassen.“ Churchill hatte das Besteck niedergelegt und die dampfenden Lammkoteletts auf dem Teller anscheinend vergessen.

„So redet er immer“, murmelte Lady Clementine. „Lassen Sie sich bitte nicht stören, das Essen wird ja kalt.“

„Chamberlain versteht Hitler nicht“, führte Churchill seinen Gedankengang weiter.

Hugh nickte. Auch er hatte aufgehört zu essen.

Genau das sei ein großer Fehler, fuhr der Politiker fort. Hitler sei nämlich kein normaler Staatsmann wie Chamberlain, der das Für und Wider abwäge und die Möglichkeiten und Interessen seines Landes im Blick habe, wie Neville Chamberlain es tue. „Hitler ist anders“, sagte Churchill heftig. „Entgegenkommen fasst er als Schwäche und Feigheit auf, die er mit Fußstritten quittiert.“

Enid ließ Messer und Gabel sinken, nun hörte sie ebenfalls voll Interesse zu. Also war dieser Hitler in Deutschland ein Monster?

„Er ist kein Staatsmann. Er denkt nicht in Staaten, sondern in Rassen“, erklärte Sir Winston.

„Er handelt nicht mehr menschlich“, setzte Hugh hinzu.

„So ist es“, erklärte Churchill, dem der Appetit ersichtlich vergangen war. „Und Deutschland ist für ihn nur ein Werkzeug, mit dem er seine persönliche Art von Weltrevolution beginnen will, die Ausrottung der Juden, die Versklavung der östlichen Völker.“ Es sei bedauerlich, dass Chamberlain diesen Mann nicht verstehe und nicht fassen könne, wozu er imstande sei.

„Die Interessen Deutschlands interessieren Hitler nicht, meinen Sie?“, fragte Hugh.

„So ist es leider.“ Churchill packte umständlich sein Zigarrenetui auf den Tisch.

„Rauchen solltest du in deinem Arbeitszimmer“, mahnte Lady Clementine ihren Mann.

„Es wird Krieg geben, machen wir uns nichts vor“, sagte Churchill unbeeindruckt. „Früher, als ihn irgendwer erwartet.“

„Und er wird dreimal so schlimm werden, wie der Weltkrieg, den wir hinter uns haben“, ließ

sich Hugh vernehmen. Seine Stimme klang düster.

Die Kerzen flackerten unruhig in der Mitte des Tisches.

„Oh, mein Gott“, seufzte Enid auf. „Die armen Kinder.“

„Der neue Kriegsschauplatz wird in der Luft sein, und da sind wir Briten schlecht aufgestellt“, sagte Sir Winston.

„So ein Krieg fängt an, und es wird gesagt, nur ein paar Wochen, dann ist wieder alles geklärt“, begann Hugh. Sein Gesicht war gerötet, und Enid fand, dass er zu schnell zu viel Alkohol getrunken hatte. Erst den Aperitif vor dem Essen, Wein während der Mahlzeit und hinterher, ganz wie die Königin, natürlich einen Gin Tonic. Für Hugh war das bereits zu viel. „Aber natürlich kommt es anders. Der Krieg zieht sich hin. Er weitet sich aus. Er nimmt kein Ende.“

„Oh, nein“, widersprach Sir Winston. „Bei guter Planung kann ein Krieg eine schnelle Sache sein!“

„Er nimmt kein Ende. Die Panzer rollen und zermalmen alles.“ Hugh sprach langsam und artikulierte jedes Wort. „Unsere Söhne sterben, einer nach dem anderen. Wir liegen im Graben und verstehen nicht mehr, warum der Kanonendonner nicht aufhört.“

„Der nächste Krieg wird anders.“ Churchills Ausruf klang wie ein Jubelschrei.

Hugh richtete sich auf. „Er wird grauenhaft werden, Sir“, sagte er.

•

„Und wegen des Frühstücks“, wandte sich Lady Clementine an Enid, „machen Sie sich keine Sorgen. Mein Mann ist Frühaufsteher. Er nimmt sein komplettes English schon um Sieben.“

„Meine Frau frühstückt erst zwei Stunden später“, sagte Sir Winston und schmunzelte dabei. „Wir haben eine Zeit lang versucht, zusammen zu frühstücken, aber wir mussten damit aufhören, weil andernfalls unsere Ehe daran zerbrochen wäre.“

Glückliche Menschen, dachte Enid und sah hinüber zu Hugh. Wenn sie sonst kein Problem miteinander haben, geht es ihnen ziemlich gut.

Churchill griff nach seinem Stock und erhob sich. Hugh stand ebenfalls auf. Es war spät geworden.

„Wir ziehen uns ins Arbeitszimmer zurück.“ Sir Winston winkte, während er sich entfernte und Hugh an der Hand mit sich zog. Er lächelte Enid zu. „Legen Sie sich schon schlafen. Es wird spät werden, bis Ihr Mann kommt.“

Enid sah hinter den beiden her. Die Beschäftigung mit dem vergangenen Krieg und die Furcht vor dem, der womöglich kommen würde, machte Sir Winston lebendig, tat aber Hugh nicht gut.

„Es wird nie wieder einen Krieg geben“, sagte Enid.

Lady Clementine lachte kurz und hart auf. „Warum glauben Sie das?“

„Weil der vergangene so schrecklich war. Das wissen wir doch alle noch ganz genau. Ganz Europa weiß es.“

Einen Moment war es still, dann legte die Lady die Hand auf Enids Arm. „Meine Liebe“, sagte sie, „die Menschen vergessen schnell.“

(...)

Plötzlich alles zu viel Januar 1950

Noch nie war ein Weihnachtsfest so anstrengend gewesen wie das vergangene. Und immer noch waren die Mädchen im Haus.

„Ich freue mich auf den Tag, an dem wir sie zurück ins Internat bringen“, sagte Enid zu Kenneth, der unruhig durch das Wohnzimmer ging und Pfeife rauchte.

„Was hast du gesagt?“, rief er.

„Ich freue mich auf den Tag, an dem Gillian und Imogen das Haus wieder verlassen haben.“

„Ja, Imogen ist furchtbar!“, rief Kenneth zurück. „Und du solltest nicht mehr so viel arbeiten.“

„Es ist keine Arbeit. Es ist mein Leben“, schrie Enid.

Kenneth verstand sie immer schwerer. Es gab inzwischen bessere Hörgeräte, doch er wollte sich nicht von seiner uralten Hörtrumpete verabschieden.

„Nimm dir endlich eine Sekretärin, Enid!“

„Du bist verrückt!“ Nie und nimmer würde eine Sekretärin ins Haus kommen. Das war doch völlig überflüssig. Was sollte eine solche Hilfskraft auch bewirken? Die Briefe musste sie, Enid, ihr ja doch diktieren. Sie einzuarbeiten, würde Wochen dauern. Und wahrscheinlich würde sie sich an Kenneth heranmachen. So hatte es mit ihrem Vater und Florence Delattre begonnen. So war es mit Ida Crowe und Hugh Pollock gekommen.

„Nimm endlich Vernunft an!“, brüllte Kenneth. „Du ruinierst deine Gesundheit!“

„Keine Sekretärin!“, schrie Enid.

„Ich werde die Agentur anrufen und eine kommen lassen!“

„Nur über meine Leiche!“

„Ich bin der Hausherr! Habe ich gar nichts mehr zu entscheiden?“

„Nicht über meine beruflichen Angelegenheiten, Kenneth!“

„Außerdem brauchst du einen Literaturagenten, so wie andere große Autoren. Der vermittelt dir die richtigen Kontakte! Und um die Sekretärin brauchst du dich überhaupt nicht zu kümmern, ich kann sie einweisen! Ich nehme mir dann ein paar Tage frei von der Arbeit!“

„Kenneth, es wird höchste Zeit, dass du wieder in die Klinik zurückfährst und operierst!“, rief Enid jetzt.

„Du bist meine Frau! Ein paar kleinere Sachen möchte ich auch entscheiden!“

„Ja, verdammt! Dann kauf dir den Golfplatz auf Studland.“

„Was hast du gesagt? Ich verstehe dich so schlecht.“

„Den Golfplatz auf Studland! Kauf ihn dir endlich!“

„Oh, Schätzchen, meinst du wirklich?“ Die Stimmung war schlagartig wieder gut. Kenneth ging zur Tür.

Wo er denn hinwollte, fragte Enid.

„Ich hole jetzt eine Flasche Champagner. Wegen Studland.“

•

Ihr Brett auf den Knien, begann Enid mit der Beantwortung der Weihnachtsbriefe. Da war der nette Brief von ihrem Lektor Roland Heath bei Macmillan, der sie um ein neues Buch für das nächste Programm bat.

Im letzten Jahr waren von ihr zweiunddreißig neue Titel bei verschiedenen Verlagen erschienen. Wann hatte sie die eigentlich alle geschrieben? Sie konnte es selbst nicht fassen.

Enid war jetzt zweiundfünfzig Jahre alt und noch voller Energie. Aber in diesen Januartagen fühlte sie sich unbehaglich, nicht müde, aber zu sehr unter Druck. Imogen und Gillian erwarteten, dass sie Zeit für sie hatte, wenigstens an Weihnachten. Und sie hatte sich auch ans Klavier gesetzt und mit ihnen zusammen Lieder gesungen, sie hatte den Weihnachtsbaum geschmückt wie in den alten Zeiten und Socken gefüllt – diesmal fand sie es zu anstrengend.

Es war einfach alles zu viel für Enid geworden. Vor allem die Korrespondenz war erschreckend angewachsen. All die Kinderbriefe, die sie unbedingt beantworten musste, die Verlagspost, dann die Anfragen wegen Veranstaltungen mit ihr. Und sie konnte ja nicht für ein paar Stunden an die Arbeit gehen und sich auf das neue Buch konzentrieren. Imogen und Gillian waren noch im Haus, jede hatte eine Freundin eingeladen, das brachte zusätzliche Unruhe.

Eine Sekretärin nehmen? Kenneth hatte schon ein paarmal dazu geraten. Aber so einfach war es nicht. Selbst wenn sie ein Dutzend davon angestellt hätte, müsste sie die Briefe ja doch selbst formulieren und ihnen dann diktieren. Da war es einfacher, selbst zu schreiben. Eine Kartei anlegen? Auch das hatte er ihr eindringlich ans Herz gelegt. Kenneth begriff nicht, wie gut ihr Gedächtnis immer noch war. Dass sie die Adressen ihrer Geschäftspartner mitsamt Telefonnummern alle im Kopf hatte. Das war immer so gewesen. Sie musste sich nichts aufschreiben, sie brauchte keine Schränke mit Karteikartensystemen und Holzkästen mit Adressen.

Vor zwei Tagen war Enid in Leyton gewesen, wo sie vor tausend begeisterten Kindern gesprochen hatte. Alle Zeitungen hatten darüber berichtet. Ihre Verlage legten Wert auf solche öffentlichen Auftritte, bei denen sie Reden hielt und Interviews gab. Aber genau das trennte sie von dem, was sie am liebsten tat, Geschichten und Bücher schreiben. Kostbare Zeit ging verloren durch die Reisen zu den Lesungsorten und zurück.

„Ach, Roland, dauernd werde ich zu solchen Veranstaltungen gezwungen. Ich sehe nicht, wie ich so viele verschiedene Leben führen kann ...“ Enid ließ den Füllfederhalter sinken.

Und Kenneth war ja auch noch da. In seiner spärlichen Freizeit erwartete er von ihr, dass sie mit ihm zusammen Golf spielen ging. Sie war ziemlich froh, dass er nach den anstrengenden Weihnachtstagen jetzt wieder in der Klinik im Operationsaal stand. Immerhin hatte sie ihm

gesagt, dass sie sich nach den Ferienwochen völlig ausgelaugt fühlte. Seit Monaten sprach er davon, er wolle in den Ruhestand gehen. Dann sollten sie in ein Land mit wärmerem Klima ziehen, und er werde den Tag über Tennis und Golf spielen.

Enid schüttelte den Kopf. So sehr sie ihren Mann liebte, sie brauchte jeden Tag viele Stunden für sich und die Geschichten, für sich und die Kinder, die ihr schrieben. Für diese Zeit brauchte sie ihr Kaminfeuer oder die Loggia von Green Hedges. Dann war sie wieder Old George am Lagerfeuer, umgeben von Nebel – ein besseres Leben gab es nicht.

(...)

Bücher in der Kritik

Beaconsfield, Anfang der 1960er-Jahre

George Greenfield war zu seiner Erfolgsautorin nach Green Hedges gekommen, um ihr die neuesten Buchverträge vorzulegen und sie mit ihr zu besprechen. Die Vögel sangen im Garten, der schwarze Spaniel beschäftigte sich mit der Schildkröte, die über den Rasen krabbelte.

„Fünfundzwanzigtausend Erstaufgabe“, sagte Enid, als sie sich bei Tee und Fruitcake gegenüber saßen.

Ihnen zur Seite blühten blaue Hortensien. Im kleinen Teich, auf den sie hinausblickten, schnappte ab und zu ein Goldfisch nach einer Mücke.

Der Agent nickte.

Enid war froh, sich den angestauten Ärger von der Seele reden zu können. „Es macht keinen Spaß mehr, morgens in die Zeitung zu schauen, George. Jede Woche mindestens ein Bericht über eine Bibliothek, die meine Bücher aus den Regalen entfernt hat. Es ist so ungerecht. Verstehst du, warum sie mir das antun?“

„Neid“, seufzte George Greenfield. „Großer Erfolg auf der einen Seite der Waagschale hat nun einmal Neid und Missgunst als Gegengewicht. Schon William Shakespeare hatte mit Kollegenneid zu kämpfen.“

„Ich bemühe mich, die Kinder glücklich zu machen mit dem, was ich schreibe. In meinen Büchern findest du nichts Erschreckendes, nichts Unappetitliches, keine Gewalt – im Gegenteil, die Leser werden zur Höflichkeit, zum Mitgefühl und zur Tierliebe geführt.“

„Du weißt ja, Enid, die jüngeren Autoren schreiben andere Bücher: über Probleme, über Missstände, über schwangere Teenager. Großbritannien hat sich verändert. Und da erscheinen deine Bücher einigen Bibliothekaren und Pädagogen eben als altmodisch.“

Sie komme da nicht mehr mit, bekannte Enid. „Stell dir vor, ein Journalist hat geschrieben, die Beziehung zwischen Noddy und seinem Zwergenfreund Big Ears sei ‚suspekt‘, weil sie sich jeden Abend zusammen eng umschlungen ins gemeinsame Bett legen. Es sind Zwerge, George! Und sie haben sich nun einmal sehr lieb.“

„Sei mir nicht böse, Enid. Aber als Erwachsener kann man sich über eine solche Beziehung schon einmal Gedanken machen.“

„Kinder unter fünf Jahren denken noch nicht in sexuellen Kategorien.“

„Zweifellos“, nickte Greenfield.

„Und dann meine Golliwogs. Sie sind nichts als nette schwarze Spielzeugpuppen. Wenn ich in einer Geschichte einen böartigen Golliwog vorkommen lasse, dann ist das noch lange kein Rassismus.“ Wegen solcher Dinge würden ihre Werke inzwischen aus den Bibliotheken entfernt und nicht mehr in den Schulen vorgelesen.

„Die Golliwogs“, seufzte George auf. „Lass sie einfach weg, Enid. Du musst ja nicht über Golliwogs schreiben. Reg dich bitte nicht auf deswegen.“

„Und es ist überhaupt nicht wahr, dass ich sie erfunden habe. 1895 hat Florence Upton ein Kinderbuch über zwei Puppen und einen Golliwog geschrieben.“

„War sie nicht Amerikanerin?“, fragte der Agent.

„Nein, Britin, aber ihr Vater war Bankangestellter in New York. Dort ist sie aufgewachsen. Später kam sie nach London, und als ihr Vater plötzlich starb, war sie gezwungen, Geld zu verdienen. Sie wollte Kunst studieren und schrieb deshalb Kinderbücher, um das Studium zu finanzieren.“ Die Golliwogs seien inspiriert gewesen von den Schwarzen in den USA und von den Minstrel Shows, die es dort gab. „Da haben weiße Darsteller mit schwarz angemalten Gesichtern Schwarze dargestellt, auf übertriebene Weise.“

„Zugegeben, es ist ungerecht, Enid, dich für die Golliwogs verantwortlich zu machen. Aber du weißt doch, wie die jungen Journalisten heutzutage recherchieren. Alles muss ganz schnell geschrieben werden.“ George Greenfield überlegte, dass die Zeit der schwarzen Golliwog-Puppen ohnehin vorbei war. Bis vor Kurzem waren sie noch groß in Mode gewesen, in jedem Kinderzimmer lagen sie herum. Wegen ihres struppigen Aussehens hatte man sie gerne kleinen Jungen zum Spielen gegeben. Aber inzwischen war das vorbei. Dunkelhäutige Menschen fühlten sich verletzt durch den Anblick der komischen Spielzeuggestalten mit dem abstehenden Haar und den schwarzen Gesichtern.

„Snobistisch wäre ich auch, wird mir vorgeworfen. Weil die *Fünf Freunde* eine Köchin und ein Hausmädchen zu Hause haben. Verstehst du das?“

Der Agent dachte über die Frage seiner Autorin nach. Es sei so eine Sache mit den Lesern, meinte er dann. Von Generation zu Generation änderten sich die Verhältnisse, die Gewohnheiten und das gesamte Leben der Menschen. Inzwischen gebe es Staubsauger, Waschmaschinen, Fernsehgeräte und Autos in vielen Haushalten. „Die wenigsten Kinder leben heutzutage mit Hausmädchen, Chauffeur und eigener Köchin zusammen“, schloss er.

Eine Weile schwiegen sie beide und starrten auf den Tee in ihren Tassen.

„Aber es ist doch schön, ein Hausmädchen und eine Köchin zu haben, meinst du nicht? Ich glaube sogar, viele Kinder lesen gerne solche Geschichten von Helden, denen es besser geht als ihnen.“

„Da könntest du recht haben“, meinte George Greenfield. So sei es ja auch mit den Internaten. Die meisten jugendlichen Leser von Enids Internatsgeschichten könnten gar keine solche Privatschule besuchen, weil sie für ihre Eltern unerschwinglich sei.

„Seltsam, dass ich in letzter Zeit so viele negative Kritiken bekomme. In meinen jungen

Jahren waren alle begeistert, die Lehrer im ganzen Land und die Kinder weltweit.“

„Darauf kommt es doch an, auf die Kinder. Sie sind dein Publikum. Und sie schreiben dir jeden Tag, du sollst mehr liefern.“

Enid musste lächeln. Ja, die Kinder, ihre jungen Leser, die sie so gut verstanden. „Wenn ich doch wüsste, wie ich die Bibliotheken dazu bringen kann, meine Bücher wieder einzustellen“, begann sie erneut.

Der Agent schüttelte den Kopf. „Mach dir keine Sorgen, Enid“, sagte er. „Gerade weil die Bücher nicht mehr in den Bibliotheken ausleihbar sind, steigen die Absatzzahlen der Bücher im Verkauf. Die Kinder kaufen sich Buch für Buch deiner Serien von ihrem Taschengeld.“

Enid lachte auf. Der gute George Greenfield! Wie recht er doch hatte. Die Verkaufszahlen stiegen und stiegen. Gut möglich, dass die Kinder sich mit dem ersehnten Lesefutter nun selbst versorgten.

„Und außerdem lieben sie deine Bücher so sehr, dass sie sie besitzen möchten, am besten die ganze Serie der *Fünf Freunde* bei sich im Regal. Du weißt ja, Enid: Kinder lesen ein Buch, das ihnen gefällt, nicht nur ein einziges Mal wie Erwachsene, sondern immer wieder.“

(...)